

L. Fiedler

Über das Zeichnen von Steinartefakten

- Wider die reine Sachlichkeit der Archäologie -

Vor einigen Monaten fragte mich ein Kollege, warum ich Steinartefakte zeichnen ließe oder mir selbst die Mühe mache. Er argumentierte völlig richtig, dass die Anfertigung eines Faustkeils, für den „Homininen“ doch wesentlich weniger Zeit gekostet hätte, als die vielen Stunden, die notwendig für eine gute Zeichnung seien. Außerdem sei ein Foto viel objektiver, als jede graphische Interpretation so eines Fundes. Ich solle doch zugeben, dass manche meiner Zeichnungen den Eindruck machen würden, als sei das Original darin geschönt.

Selbstverständlich verteidigte ich die Zeichnerei, aber mein Gesprächspartner schien mir zwar zuzuhören, aber ich sah an seinem Gesichtsausdruck, dass er mich wahrscheinlich für einen altmodischen Idealisten hielt.

Nun kenne ich ihn aber soweit, dass er zum Beurteilen eines Faustkeils kaum eine Minute braucht: „Wahrscheinlich hart geschlagen, an der Basis frisch beschädigt, Kortexreste auf einer der Flächen, vermutlich aus Feuerstein. Nicht genau datierbar, da Einzelfund. Und Herr Sowieso soll ein Foto davon für unsere Akten machen.“

Selbstverständlich ist dieser Kollege ein viel beschäftigter Mann. Um Alles muss er sich kümmern und die Personalknappheit seiner Dienststelle frisst ihn ernsthaft noch auf. Ihm ist die Halbtagsstelle einer Kollegin, die die kaiserzeitlichen Befunde der Notbergung aufarbeitet wichtiger, als die einer Zeichenkraft. Man hätte schon aus dem Ministerium angerufen. Der Staatssekretär wohne doch nur einige hundert Meter von der Ausgrabungsstelle entfernt und die Presse hätte bei ihm auch schon nachgefragt. Okay, die Presse. Öffentlichkeitsarbeit des Ministeriums und so.

Und wenn man nachhakt, dann erfährt man, dass Presse oder andere Medien, die etwas über archäologische Tätigkeiten öffentlicher Einrichtungen berichten, letztlich im Ministerium doch die Entscheidungen darüber, welche Haushaltsmittel für landeskundliche Altertumsforschung bereit gestellt werden können, erfreulich günstig beeinflussen. Ja, das ist tatsächlich die Wirklichkeit. Und davon hängt die Existenz mancher Wissenschaftler ab.

Aber zurück zu dem Steinartefakt. Fotos von Faustkeilen, Klingen, Mikrolithen oder späteolithischen Sicheln erscheinen tatsächlich in Zeitschriften, die landesarchäologische Nachrichten bringen oder Reportagen über Forschungsgrabungen im In- und Ausland veröffentlichen. Die Fotos sind ausgewählt und man erkennt die Formen und Bearbeitungsweisen der Fundstücke. Aber ist zu erkennen, ob die mikrolithische Dreieckspitze eine eindeutige Basisretusche hat? Hat die Sichel, die aus bayerischem Plattenhornstein sein soll, wirklich Gebrauchsglanz an der Schneide oder kommt der Glanz durch die Ausleuchtung beim Fotografieren? Hat die Klinge einen retuschierten Rücken oder ist die eine Kante der Rest der Kernsteinpräparation? Und hat der Faustkeil einen basal-seitlichen Rücken oder ist die dunkle Fläche dort nur ein Schatten?

Klar, den meisten Lesern einer derartigen Publikation stellen sich diese Fragen nicht. Aber leider finden sich zunehmend die gleichen Fotos auch in den wissenschaftlichen Publikationen, vielleicht doch in besserer Druckqualität und dann auch in Vorder- und Rückansicht. Aber die Eigenfarben der Silexvarianten verschleiern mit ihrer oft fleckenhaften Unterschiedlichkeit die Bearbeitungsspuren. Schon dabei stellt sich die Frage nach der Objektivität. Und dazu kommt, dass Fotos, wenn sie nicht aus sehr großer Entfernung aufgenommen sind, alle eine perspektivische Verzerrung aufweisen. Wenn man dann die Aufnahmen der Vorder- und Rückseite eines Objekts betrachtet, muss man in den meisten Fällen feststellen, dass die Konturen der Objekte nicht deckungsgleich sind, weil das exakte Ausrichten der aufzunehmenden Objekte in einer genauen 180° Drehung sehr zeitaufwendig

ist. Dazu kommt bei geschlagenen Silexartefakten, dass die Bearbeitungsnegative gewöhnlich je nach Ausleuchtung nur stellenweise Wallnerlinien oder Lanzettsprünge erkennen lassen. Selbstverständlich kann der bearbeitende Wissenschaftler dem Foto eine Umrisskizze des Steins beifügen, in der nach Arte der Analysen im Stil der „chaînes opératoire“ die Schlagrichtungen durch Pfeile eingetragen sind. Wissenschaftlich mag das genügen, aber die Ästhetik einer sorgfältigen Zeichnung erreichen derartige Graphiken bei Weitem nicht. Aufwendige Laserscans mit teuren und nur von speziell Ausgebildeten zu bedienende Geräte sind da schon besser.

Dazu könnte man argumentieren, dass möglichst absolute Genauigkeit der Objektdarstellung wissenschaftlich auch gar nicht notwendig sei. Es genüge doch, die archäologisch relevanten Merkmale zu beschreiben. Dem müsste man sogar zustimmen. Doch geht es wirklich nur um sachliche Notwendigkeit, wenn steinzeitliche Funde so abgehandelt und publiziert werden? Blättert der Leser in einer Publikation der 20. Jahrhunderts, findet er Zeichnungen, die Mühe verraten. Mühe heißt zugleich Wertschätzung des publizierten Gegenstandes. Die meisten modernen Veröffentlichungen erscheinen „cooler“, kälter und distanzierter. Steine gehören zu irgendwelchen „Industrien“ des Paläolithikums oder Mesolithikums. Ihre Hersteller waren entweder „moderne“ Menschen oder „Hominine“ als klassifizierte Vertreter der Menschheit. Mich macht das unzufrieden.

Vielleicht aber auch die Leute, denen wir unsere Wissenschaft darbieten. Könnte es sein, dass die spüren, wie Wissenschaft nach dem Prinzipien der verfügbaren Haushaltsmittel und postmoderner Distanz abgehandelt wird? Vielleicht möchten die ja auch spüren, dass die Funde es Wert sind, in akribischen Zeichnungen vorgelegt zu werden. Und dass sie dadurch verstehen, dass jedes dieser Objekte ein Denkmal ist, dem sich der Archäologe in seiner beruflichen Ethik verpflichtet fühlt und es nicht als beliebiges Untersuchungsding versteht.

Denn hier kommt unser Staatssekretär wieder ins Spiel. Er braucht und will die Öffentlichkeit der Archäologie für seine Vorgaben und Mitentscheidungen bei der Haushaltsdebatte. Natürlich ist ihm egal, ob ein Schaber aus Hornstein gezeichnet oder fotografiert wird. Und ihm ist möglicherweise auch egal, ob es Archäologie überhaupt gibt. Aber ihm ist nicht egal, wie viele andere Menschen sich für Archäologie motivieren lassen. Es sind nämlich Wähler.

Und wenn ein Wissenschaftler denkt, es könne genügen, quasi mal kurz an einem Fundobjekt zu schnuppern und es dann schnell in seiner klassifikatorischen Ablagekiste verschwinden zu lassen, dann ist es auch die Frage, ob er seiner eigenen Existenz und der zukünftigen Berechtigung seines Faches voll gerecht wird. Oder irre ich mich, wenn ich vermute, dass von der coolen, aber zugleich beliebigen Sachlichkeit mancher Fachleute kein Funke zu dem eigentlich interessierbaren Nichtarchäologen überspringt? Falls ich mich nicht irre, wird es aber doch Personen unseres Faches geben, denen auch das egal ist. Vielleicht sind sie mit ihrer Karriere zufrieden oder vielleicht fürchten sie die Mehrarbeit, die ein größeres Interesse bei anderen Menschen auslösen könnte. Man kann ja unter sich bleiben, im Elfenbeinturm der reinen emotionslosen Wissenschaft.

Und dazu kommt noch ein weiterer Aspekt, nämlich der des Respekts. Der Sammler, der endlich den Faustkeil in seinem Heimatbereich findet, den er schon seit Jahren zu finden hofft, wird ihn lange in die Hand nehmen und sich nicht nur die Frage der klassifikatorischen Zuweisung stellen, sondern überlegen, wer ihn wohl hergestellt hat, was der oder die sich bei der Herstellung gedacht hat, ob das fertige Gerät den kulturellen Ansprüchen der formalen Perfektion voll genügte, oder ob es ein Provisorium war, ob es verloren gegangen ist oder ob es verwahrt, aber vergessen worden ist, welchen Zwecken es diente, ob es am Fundort oder ganz woanders hergestellt worden ist, warum eine Kante sorgfältiger bearbeitet zu sein scheint als die andere und schließlich, was der Hersteller wohl über ihn, den Finder denken würde, wenn er ihn im glücklichen Besitz des Fundes sehen könnte. So oder ähnlich kreisen die Gedanken bei jedem herum, der als Hobby- oder Amateurarchäologe nach Artefakten

Ausschau hält. Es ist ein dem Fachmenschen weitgehend abhanden gekommenes Staunen, Grübeln und Ehren.

Und wenn der Finder, der seinen Fund selbstverständlich gemeldet hat, ihn dann in einem guten Foto publiziert sieht, wird er stolz sein. Wenn er ihn aber in einer guten Zeichnung wieder entdeckt, wird er über die Mühe und Sorgfalt erstaunt sein, die die Wissenschaft diesem Objekt angemessen zu sein scheint. Ihm wird damit unmittelbar Wertschätzung vermittelt. Doch nicht nur ihm, auch anderen, die in die Veröffentlichung heineinschauen.

Mir sagte einmal ein versierter Amateurarchäologe und hochqualifizierter Kenner der Steinzeit, besonders der Mittelsteinzeit in Franken und des nördlichen Bayerns: "Ihre Kollegen schätzen mich nicht besonders. Ich bin ja nur ein Laie, der ihre Kreise stört. Und die anderen Menschen, die ich mit meinen Veröffentlichungen und meinen vielen Zeichnungen von Steingeräten begeistert habe, die stören anscheinend noch mehr." Er meinte, er habe der steinzeitlichen Vergangenheit nur ein Gesicht geben wollen und gestand indirekt, dass er den Herstellern dieses oder jenes Mikrolithen mit seinen Zeichnungen auch ein kleines Denkmal setzen wolle.

Man muss das nicht unbedingt verstehen, um den archäologischen Beruf erfolgreich ausüben zu können. Aber der Respekt und vielleicht auch eine Verantwortung, die aus dieser Aussage spricht, haben mich doch berührt.

Und wenn eine Zeichnerin, wie Beate Kaletsch in Marburg, mit ihren maßgenauen, technologisch-analytischen aber zugleich graphisch anspruchsvollen Steingerätzeichnungen diese Botschaft ganz nebenbei auch vermittelt, dann hat sie mehr mit ihrem Lebenswerk für die Steinzeitforschung erreicht, als es uns bei jedem Strichlein oder Punkt, den sie setzt, dabei im Moment einfällt. Ohne diese Wertschätzung der Denkmäler unserer fernen Vergangenheit – und seien es klitzekleine Mikrolithen – gäbe es für unser Fach möglicherweise keine gute Zukunft.